

JAMES ROLLINS  
**Das Blut des Teufels**



James Rollins

# **Das Blut des Teufels**

Roman

Deutsch von Alfons Winkelmann

blanvalet

Die Originalausgabe erschien unter dem Titel »Excavation«  
bei HarperCollins, New York.



Verlagsgruppe Random House FSC® N001967  
Das für dieses Buch verwendete FSC®-zertifizierte Papier  
*Holmen Book Cream* liefert Holmen Paper, Hallstavik, Schweden.

Auflage

Taschenbuchausgabe Juni 2014 bei Blanvalet,  
einem Unternehmen der Verlagsgruppe Random House GmbH, München  
Copyright © 2003 by Ullstein Buchverlage GmbH, Berlin.

Copyright © 2000 by Jim Czajkowski

Published in agreement with the author, c/o BAROR INTERNATIONAL,  
INC., Armonk, New York, U.S.A.

© der deutschsprachigen Ausgabe 2014 by Blanvalet Verlag,  
in der Verlagsgruppe Random House GmbH, München.

Umschlaggestaltung: © Illustration Johannes Wiebel | punchdesign

Satz: Uhl + Massopust, Aalen

Druck und Einband: GGP Media GmbH, Pöbneck

Printed in Germany

ISBN 978-3-442-37823-4

[www.blanvalet.de](http://www.blanvalet.de)

## WIDMUNG UND DANKSAGUNG

*Dem Examensjahrgang 1985 der tiermedizinischen Fakultät an der Universität von Missouri gewidmet, insbesondere meinen Zimmergenossen: Dave Schmitt, Scott Wells, Steve Brunnert und Brad Gengenbach.*

Dieser Roman wäre ohne die unschätzbare Hilfe sowohl von Freunden als auch Kollegen nicht möglich gewesen. Zuallererst möchte ich meine Dankbarkeit Lyssa Keusch, meiner Verlegerin, und Pasha Rubinstein, meiner Literaturagentin, ausdrücken. Ihre Entschlossenheit, ihr Können und ihre Mühe haben dieser Geschichte zu ihrer gegenwärtigen Gestalt verholfen. Aber ich wäre auch nachlässig, würde ich etlichen Freunden nicht meine Anerkennung aussprechen und danken, die dabei geholfen haben, den ersten Entwurf zu zerpflücken und aufzupolieren: Inger Aasen, Chris Cowe, Michael Gallowglass, Lee Garrett, Dennis Grayson, Debra Nelson, Dave Meek, Chris Smith, Jane O'Riva, Judy und Steve Prey und Caroline Williams. Außerdem danke ich aus tiefstem Herzen Carolyn McCray und John Clemens dafür, dass sie mir während der Höhen und Tiefen des vergangenen Jahres beigestanden haben.

Darüber hinaus muss ich auch Frank Malaret für seine Kenntnisse der peruanischen Geschichte und Andie Arthur

für ihre Hilfe bei den lateinischen Übersetzungen meinen Dank aussprechen. Dank gilt ebenfalls Eric Drexler, PhD., dessen Buch *Engines of Creation* mich auf den wissenschaftlichen Hintergrund dieser Geschichte brachte.

Da machte Gott der Herr den Menschen aus Erde vom Acker und blies ihm den Odem des Lebens in seine Nase. Und so ward der Mensch ein lebendiges Wesen.

Darauf pflanzte Gott, der Herr, einen Garten in Eden, gegen Osten, und versetzte dorthin den Menschen, den er gebildet hatte.

Das erste Buch Mose 2, 7–8



# PROLOG

## **Bei Sonnenaufgang, Anden, Peru 1538**

ES GAB KEIN Entkommen.

Während Francisco de Almagro durch den dunstigen Regenwald rannte, hatte er längst jede Hoffnung aufgegeben, seine Verfolger noch abschütteln zu können. Heftig keuchend, hockte er sich neben den schmalen Pfad, bis er wieder zu Atem kam. Mit dem Ärmel wischte er sich den Schweiß von der Stirn. Er trug nach wie vor seine Dominikanerkutte aus schwarzer Wolle und Seide, doch war sie inzwischen schmutzig und zerrissen. Die Inkas, die ihn jagten, hatten ihm alles abgenommen, abgesehen von Kutte und Kreuz. Aus Angst, die Gottheit des Fremden zu beleidigen, hatte der Schamane ihres Volks davor gewarnt, diese Talismane zu berühren.

Obwohl die Kutte für eine Flucht durch den dichten Regenwald der hohen Anden völlig ungeeignet war, wollte der junge Mönch sie doch nicht abwerfen. Papst Clement hatte sie gesegnet, als Francisco seine Weihen empfangen hatte, und er würde sich nicht von ihr trennen. Was ihn jedoch nicht davon abhielt, sie seiner gegenwärtigen Lage anzupassen.

Er nahm den Saum und zerriss die Kutte bis auf Oberschenkelhöhe.

Anschließend horchte Francisco auf die Geräusche seiner Verfolger. Schon schallten die Rufe der Inkajäger immer lauter durch den Bergpass hinter ihm und übertönten inzwischen sogar das Gekreisch der aufgestörten Affen in dem Blätterbaldachin. Bald würden sie ihn eingeholt haben.

Dem jungen Mönch blieb nur noch eine Hoffnung – eine Aussicht auf Erlösung; zwar nicht mehr für sich selbst, aber für die Welt.

Er küsste das abgerissene Stück seiner Kutte und ließ es zu Boden fallen. Er musste sich beeilen.

Als er sich eilig aufrichtete, wurde ihm schwarz vor Augen. Francisco hielt sich am Stamm eines Dschungelsprösslings fest, um ja nicht umzufallen. Er keuchte in der dünnen Luft. Kleine Funken tanzten vor seinen Augen. In dieser Höhe bekam er nicht genügend Luft in die Lunge, deshalb musste er in regelmäßigen Abständen eine Rast einlegen. Seine Kurzatmigkeit durfte ihn jedoch nicht an der Erfüllung seiner Aufgabe hindern.

Francisco stieß sich von dem Baum ab und eilte stolpernd und schwankend weiter den Pfad hinauf. Sein unsicherer Gang war nicht allein auf die Höhe zurückzuführen. Vor seiner Exekution, die zur Morgendämmerung erfolgen sollte, hatte man ihn einem rituellen Aderlass unterzogen und gezwungen, einen Schluck eines bitteren Elixiers zu trinken – *chicha*, ein gegorenes Getränk, nach dessen Genuss rasch der Boden unter ihm zu schwanken begonnen hatte. Die plötzliche Anstrengung der Flucht verstärkte die Wirkung der Droge noch.

Während er weiterrannte, kam es ihm vor, als griffen die Äste des Regenwalds nach ihm und versuchten ihn einzufangen, der Pfad kippte erst zur einen, dann zur anderen Seite ab. Das Herz schlug ihm bis zum Hals; das zunehmende Dröhnen in seinen Ohren war inzwischen lauter

als die Rufe seiner Verfolger. Francisco stolperte aus dem Dschungel und wäre fast über einen Felsrand gestürzt. Weit unten entdeckte er die Ursache des donnerähnlichen Lärms – weißes, schäumendes Wasser rauschte die schwarzen Felsen hinab.

Ein Teil seines Bewusstseins registrierte, dass dies einer der vielen Nebenflüsse sein musste, die den mächtigen Urubamba speisten, aber er hatte jetzt keinen Sinn für Topographie. Pure Verzweiflung erfüllte ihn und drückte ihm schier das Herz ab. Der Abgrund lag zwischen ihm und seinem Ziel. Heftig keuchend, stützte Francisco die Hände auf die zerkratzten Knie. Erst da fiel ihm die schmale Hängebrücke aus geflochtenem Gras auf, die rechts den Abgrund überspannte.

»*Obrigado, meu Deus!*«, dankte er dem Herrn unwillkürlich auf Portugiesisch. Er hatte seine Muttersprache nicht mehr gebraucht, seit er in Spanien seine Gelübde abgelegt hatte. Erst jetzt, da ihm Tränen der Enttäuschung und der Furcht über die Wangen liefen, verfiel er wieder in die Sprache seiner Kindheit.

Mühsam richtete er sich auf, ging zu der Brücke hinüber und strich mit den Händen über das geflochtene *Ichu*-Gras. Ein einzelnes dickes Tau erstreckte sich über den breiten Fluss unten. Zu beiden Seiten gab es ein dünneres Seil zum Festhalten. Wäre er nicht in seinem gegenwärtigen Zustand gewesen, hätte er die Brückenkonstruktion vielleicht als technische Meisterleistung gewürdigt, aber jetzt waren seine Gedanken einzig und allein auf die Flucht gerichtet – immer einen Fuß vor den anderen setzen und sich im Gleichgewicht halten.

Seine ganze Hoffnung lag darin, den Altar auf dem nächsten Gipfel zu erreichen. Die Inka verehrten diesen Berg wie so viele andere Höhen in der Region und beteten

ihn an. Doch zunächst musste Francisco den Abgrund überwinden, anschließend den wolkenverhangenen Wald durchqueren und dann den Steilhang hinaufsteigen.

Bliebe ihm dazu genügend Zeit?

Erneut wandte sich Francisco um und horchte, ob seine Verfolger zu hören waren. Er vernahm jedoch lediglich das Rauschen und Dröhnen des Flusses unten. Er hatte keine Ahnung, wie weit seine Jäger noch hinter ihm waren. Jedenfalls wagte er nicht, zu zaudern oder angesichts des Abgrunds den Mut sinken zu lassen.

Er strich sich mit einer schweißnassen Hand über die Stoppeln auf seinem geschorenen Kopf und packte eines der beiden Halteseile der Brücke. Einen Moment lang schloss er fest die Augen und ergriff dann das andere Tau. Mit dem Vaterunser auf den Lippen betrat er die Brücke und machte sich auf den Weg über den Abgrund. Um nicht nach unten zu sehen, heftete er den Blick fest auf die andere Seite.

Nach geradezu endloser Zeit berührte sein linker Fuß Stein. Er trat von der Brücke herab auf festen Felsboden und sackte erleichtert zusammen. Fast hätte er sich auf die Knie fallen lassen, um die Erde zu küssen und zu segnen, aber da ertönte hinter ihm ein schriller Schrei, und ein Speer bohrte sich tief in den Lehm neben seiner Ferse. Der Aufprall war so hart, dass der Schaft summt.

Francisco erstarrte wie ein aufgeschrecktes Kaninchen.

Ein weiterer Ruf ertönte. Er schaute sich um und entdeckte einen einzelnen Jäger auf der anderen Seite. Für einen Moment trafen sich ihre Blicke über dem Abgrund.

Räuber und Opfer.

Der Mann grinste ihn unter seiner Haube aus azurblauen und roten Federn an. Er trug dicke Goldketten. Zumindest betete Francisco darum, dass es Gold war. Ihn schauderte.

Ohne zu zögern, holte er einen Silberdolch aus seiner

Kutte. Die Waffe, die er dem Schamanen gestohlen hatte, hatte ihm zur Flucht verholfen. Jetzt musste sie ihm erneut dienen. Er packte eines der Halteseile. Nie im Leben bliebe ihm genügend Zeit, das Hauptseil der Brücke durchzusägen, aber wenn es ihm gelänge, die dünnen Halteleinen zu zerschneiden, dürfte seinen Verfolgern die Überquerung schwerfallen. Es würde sie vielleicht nicht aufhalten, aber er hätte sich zumindest etwas Luft verschafft.

Seine Schultern protestierten, während er an dem Zopf aus getrocknetem Gras sägte. Die Seile waren hart wie Eisen. Der Mann drüben rief ihm ruhig und gelassen etwas in seiner Muttersprache zu. Der Mönch verstand kein Wort, aber die Drohung, ihm Schmerzen zuzufügen, war deutlich herauszuhören.

Die erneut auflodernde Furcht verstärkte Franciscos Kräfte. Er bohrte und schnitt an dem Seil herum, während ihm heiße Tränen über das schmutzige Gesicht liefen. Plötzlich löste sich das Tau so ruckartig unter seiner Klinge, dass ein Ende seine Wange streifte. Instinktiv hob er eine Hand und berührte die Verletzung. Als er die Finger zurückzog, waren sie blutig, aber er spürte keinen Schmerz.

Er schluckte heftig und wandte sich dem zweiten Seil zu. Da traf ein weiterer Speer den Rand der Klippe, fiel aber hinab in den Abgrund. Ein dritter folgte. Diesmal etwas näher.

Francisco schaute auf. Vier Jäger säumten inzwischen die andere Seite. Der zuletzt eingetroffene hielt einen vierten Speer in der Hand, während der erste Jäger eilig einen Bogen spannte. Francisco blieb keine Zeit mehr. Er betrachtete das unangetastete Seil. Hierzubleiben würde den Tod bedeuten. Er musste darauf hoffen, dass das eine Halteseil weniger die Jäger zumindest eine gewisse Zeit aufhielt.

Er wandte sich um und jagte in den Regenwald auf der

anderen Seite des Abgrunds. Der Pfad stieg steil an, was eine äußerste Strapaze für Beine und Lunge bedeutete. Die Bäume hier waren weniger dick, der Blätterbaldachin nicht so dicht. Mit jeder schwer erkämpften Meile wurde der Baumbestand spärlicher. Während er einerseits froh darum war, dass der Regenwald ausdünnte, war ihm andererseits bewusst, dass ihn das fehlende Laubwerk zu einem leichteren Ziel machte. Bei jedem Schritt erwartete er, einen Pfeil im Rücken zu spüren.

*So nah am Ziel... O Herr, verlasse mich jetzt nicht!*

Bewusst hielt er den Blick auf den Boden gerichtet. Jeder einzelne Schritt war ein Kampf. Plötzlich umgab ihn blendende Helligkeit, als hätte der Herr die Bäume eigenhändig beiseitegeschoben, um Sein Licht auf ihn herabscheinen zu lassen. Keuchend hob Francisco den Kopf. Selbst eine so einfache Bewegung fiel ihm schwer. Noch ein einziger Schritt und der Regenwald lag hinter ihm. Ungehindert strahlte das Licht der aufgehenden Sonne über die roten und schwarzen Felsen des kahlen Berggipfels.

Sogar für ein Dankgebet war er zu schwach. Mühsam kletterte er auf allen vieren durch das letzte Unterholz zum Gipfel hinauf. Es musste dort geschehen. An ihrem heiligen Altar.

Er weinte jetzt, verschloss jedoch die Ohren vor dem eigenen Schluchzen. Auf Händen und Füßen legte er das letzte Stück zu dem Granitbrocken zurück. Nachdem er den steinernen Altar erreicht hatte, setzte er sich auf die Fersen und hob das Gesicht dem Himmel entgegen. Er schrie. Es war kein Gebet, sondern ein Jubelruf darüber, dass er noch lebte. Und alle sollten es hören.

Die Antwort kam prompt. Erneut erschallte das Geschrei der Jäger von der Brücke herauf. Sie hatten den Abgrund überquert und ihre Verfolgung wieder aufgenommen.

Francisco senkte das Gesicht. Ringsumher erstreckten sich die zahllosen Gipfel der Anden bis zum Horizont. Einige waren schneebedeckt, doch die meisten ebenso kahl wie derjenige, auf dem er kniete. Einen Moment lang verstand er beinahe, weshalb die Inka diesen Berghöhen so viel Verehrung entgegenbrachten. Hier, inmitten der Wolken und des Himmels, war man näher bei Gott. Ein Gefühl der Zeitlosigkeit und eines Versprechens der Ewigkeit schien in dem himmlischen Schweigen zu liegen. Sogar die Jäger verstummten – entweder aus Respekt vor dem Berg oder um ihr Opfer unbemerkt zu beschleichen.

Francisco war zu erschöpft, um sich deswegen Sorgen zu machen.

Sein Blick ruhte auf der anderen Art von Gipfel, die es in dieser Bergregion gab. Unter ihm, Richtung Westen, lagen zwei rauchende Berge, Calderas, die in denselben morgendlichen Himmel hinaufstarrten. Von hier aus sahen die im Schatten liegenden Gipfel aus wie zwei verwunschene Augen.

Er spuckte in ihre Richtung und hob eine Faust, den Daumen zwischen zwei Finger gesteckt – ein Zeichen gegen das Böse.

Francisco war bekannt, was in jenen warmen Tälern lag. Von seinem Altar auf den Berghöhen aus taufte er die Zwillingsvulkane: »*Ojos del Diablo*«, flüsterte er ... *die Augen des Teufels*.

Zitternd kehrte er ihnen den Rücken zu. Er konnte das, was zu tun war, nicht vollbringen, solange er jene Augen anstarrte. Er wandte sein Gesicht nach Osten, der aufgehenden Sonne entgegen.

Er kniete vor der prächtigen Helligkeit nieder, griff in sein Gewand und zog das Kreuz hervor, das ihm um den

Hals hing. Er drückte das warme Metall gegen die Stirn. Gold. Das war der Grund, weshalb die Spanier sich mühsam durch diese fremden Dschungel gekämpft hatten – der Traum von Reichtum und Wohlstand. Jetzt würde ihre Habgier sie allesamt in die Verdammnis führen.

Francisco drehte das Kreuz um und küsste die goldene Gestalt auf der Vorderseite. Deswegen war *er* in dieses Land gekommen. Um den Wilden hier das Wort Gottes zu bringen – und nun war sein Kreuz die einzige Hoffnung der ganzen Welt. Er strich mit einem Finger über die Rückseite und tastete nach den Einkerbungen, die er sorgfältig in das weiche Gold geschnitten hatte.

*Möge es uns alle erretten!*, betete er schweigend und ließ das Kreuz in sein Gewand zurückgleiten, wo es nahe an seinem Herzen ruhte.

Francisco hob die Augen der Morgendämmerung entgegen. Er musste um jeden Preis verhindern, dass die Inka ihm das Kreuz wegnahmen. Obwohl er einen der heiligen Orte erreicht hatte – diesen natürlichen Altar auf dem Berggipfel –, musste er noch ein Letztes tun, damit das Kreuz auch wirklich in Sicherheit wäre.

Erneut holte er den Silberdolch des Schamanen aus dem Gewand.

Mit einem Reuegebet auf den Lippen bat er um Vergebung für die Sünde, die er nun begehen würde. Ob er damit seine Seele der Verdammnis überantworten würde oder nicht – ihm blieb keine andere Wahl. Mit Tränen in den Augen hob er den Dolch und schnitt sich mit der Klinge die Kehle durch. Er verspürte einen stechenden Schmerz, dann fiel ihm die Waffe aus den Fingern. Er stürzte vornüber auf die Hände. Blut strömte über die dunklen Steine unter ihm.

Im Schein der Morgendämmerung floss es leuchtend rot

über den schwarzen Fels. Es war das Letzte, was er vor dem Tod sah – sein Blut, das über den Inkaaltar strömte und dabei glänzte wie Gold.



**Erster Tag**

**RUINEN**



**Montag, 20. August, 11.52 Uhr**  
***Johns-Hopkins-Universität***  
***Baltimore, Maryland***

PROFESSOR HENRY CONKLINS Finger zitterten leicht, als er die letzte Schicht Decken von seinem tiefgekühlten Schatz entfernte. Er hielt den Atem an. In welchem Zustand befände sich die Mumie nach der dreieinhalbtausend Kilometer langen Reise von den Anden? In Peru hatte er die gefrorenen Überreste sorgfältig in Trockeneis gepackt, aber während der langen Fahrt nach Baltimore hätte alles Mögliche schiefgehen können.

Henry fuhr sich mit der Hand durch die dunklen Haare, die mittlerweile reichlich mit Grau durchsetzt waren. Immerhin hatte er vergangenes Jahr die sechzig überschritten. Er hoffte inständig, dass sich seine letzten drei Jahrzehnte der Forschung und der Arbeit im Gelände jetzt bezahlt machten. Eine zweite Chance würde es nicht mehr geben. Der Transport der Mumie von Südamerika hierher hatte ihn fast die gesamten Forschungsgelder gekostet. Und heutzutage gingen neue Stipendien und Forschungsgelder ausschließlich an jüngere Wissenschaftler. Bei Texas A&M wurde er allmählich zum Dinosaurier. Natürlich, man verehrte ihn noch, nahm ihn aber trotz aller Hätschelei nicht mehr recht ernst.

Doch seine kürzliche Entdeckung der Ruinen einer kleinen Inkastadt hoch in den Anden könnte alles ändern – insbesondere wenn sie seine umstrittene Theorie bewies.

Vorsichtig zog er das letzte Leinentuch weg. Der Nebel aus dem schmelzenden Trockeneis nahm ihm vorüber-

gehend die Sicht. Er wedelte den Dunst beiseite, und da tauchte die Gestalt auf: Die Knie waren an die Brust gezogen und die Arme um die Beine geschlungen, fast wie bei einem Fötus. Genau in dieser Haltung hatten sie die Mumie in einer kleinen Höhle nahe am schneebedeckten Mount Arapa entdeckt.

Henry starrte seinen Fund an. Uralte, leere Augenhöhlen erwiderten seinen Blick. Strähnen glatten schwarzen Haars lagen noch immer um den Schädel. Die ausgetrockneten Lippen waren zurückgezogen und enthüllten gelb gewordene Zähne. Nach wie vor hafteten ausgefranzte Überreste eines Leichentuchs an der zu Leder gewordenen Haut. Das Tuch war so gut erhalten, dass sogar die schwarze Farbe auf dem zerrissenen Stoff hell unter der Chirurgenlampe des Forschungslabors aufleuchtete.

»O mein Gott!«, rief jemand neben ihm aus. »Das ist unglaublich!«

Henry fuhr ein wenig zusammen. Versunken, wie er war, hatte er die anderen im Raum völlig vergessen. Er wandte sich um und wurde vom Blitzlicht einer Kamera geblendet. Ohne die Nikon vom Auge zu nehmen, trat die Reporterin vom *Baltimore Herald* zurück und postierte sich für einen weiteren Schnappschuss. Ihr blondes Haar war zu einem strengen Pferdeschwanz zurückgekämmt. Während sie weitere Fotos machte, fragte sie: »Wie alt würden Sie sie schätzen, Professor?«

Henry blinzelte, um die Funken vor den Augen zu vertreiben, und wich einen Schritt zurück, sodass die anderen einen Blick auf die Überreste werfen konnten. Zwei Wissenschaftler traten mit Untersuchungsinstrumenten heran.

»Ich ... ich würde die Mumifizierung ins sechzehnte Jahrhundert datieren – vor etwa fünfhundert Jahren.«

Die Reporterin nahm ihre Kamera herab, ließ die zusam-

mengekrümmte Gestalt auf dem CT-Tisch jedoch nicht aus den Augen. Etwas angewidert kräuselte sie die Oberlippe. »Nein, ich habe gemeint, wie alt war die Mumie bei ihrem Tod?«

»Oh...« Er schob sich die Drahtgestellbrille höher auf die Nase. »Etwa zwanzig... Genauer lässt sich das nach einer oberflächlichen Untersuchung nicht sagen.«

Eine zierliche Frau Ende vierzig mit dunklen Haaren, die ihr in seidigen Strähnen bis weit über den Rücken fielen, drehte sich zu ihnen um. Sie gehörte zum zweiköpfigen Ärzteteam. Sie hielt einen Zungenspatel in der Hand und hatte den Kopf der Mumie untersucht. »Er war bei seinem Tod zweiunddreißig«, stellte sie nüchtern fest. Dr. Joan Engel war Leiterin der forensischen Pathologie an der Johns Hopkins Universität sowie eine alte Freundin von Henry. Ihre Stellung hier war einer der Gründe, weshalb er die Mumie an die Johns Hopkins gebracht hatte. Sie führte ihre Feststellung weiter aus. »Seine Weisheitszähne, also die dritten Backenzähne, sind teilweise impaktiert, aber dem Grad der Abnutzung der zweiten Backenzähne und der fehlenden Abnutzung bei den dritten zufolge müsste meine Schätzung mit einer maximalen Abweichung von drei Jahren zutreffen. Die CT-Untersuchung sollte das Alter noch präziser bestimmen können.«

Während sie sprach, leuchteten ihre Jadeaugen im Kontrast zu ihrem ruhigen Auftreten hell auf. In den Augenwinkeln waren leichte Krähenfüße zu erkennen. Auf ihrem Gesicht zeigte sich keinerlei Ekel, als sie die Mumie untersuchte, nicht einmal, als sie die ausgedörrten Überreste mit den behandschuhten Fingern hin und her schob. Henry spürte, dass sie ebenso aufgeregt war wie er selbst. Gut zu wissen, dass Joans Begeisterung für wissenschaftliche Rätsel seit ihrem Studium nicht nachgelassen hatte. Sie machte

sich wieder an die Untersuchung, nicht ohne Henry zuvor einen entschuldigenden Blick zugeworfen zu haben, weil sie seiner Einschätzung des Alters der Mumie widersprochen hatte.

Henrys Wangen röteten sich – eher aus Verlegenheit als aus Ärger. Sie war so scharfsinnig und schlau wie eh und je.

Heftig schluckend, versuchte er, die Fassung zurückzugewinnen, und wandte sich der Reporterin zu. »Ich kann hofentlich beweisen, dass die Überreste, die in dieser Inkasiedlung gefunden wurden, eigentlich zu einem anderen Volk peruanischer Indianer gehören, nicht zu den Inka.«

»Was wollen Sie damit sagen?«

»Seit langem ist bekannt, dass die Inka ein Kriegervolk waren, das oft benachbarte Völker eroberte und seine Städte über denen der anderen errichtete. Es verleibte sie sich regelrecht ein. Anhand meiner Untersuchungen von Macchu Picchu und anderer Ruinen in abgelegenen Berggegenden der Anden habe ich die Theorie entwickelt, dass die Inka aus dem Tiefland diese Städte in den Wolken nicht erbaut, sondern von einem anderen, vor ihnen existierenden Volk übernommen haben. Sie haben diesen Vorfahren den Platz in der Geschichte geraubt, den sie sich als die geschickten Architekten der Bergstädte verdient hatten.« Henry nickte zu der Mumie hinüber. »Ich hoffe, der Bursche da kann diesen historischen Irrtum korrigieren.«

Die Reporterin schoss ein weiteres Foto, musste dann jedoch zurücktreten, als das Ärzteteam sich an die Untersuchung des unteren Teils der Mumie machte. »Warum glauben Sie, dass diese Mumie Ihre Theorie untermauern kann?«, fragte sie.

»Die Grabstätte, in der wir sie entdeckt haben, ist mindestens ein Jahrhundert älter als die Ruinen der Inka, was darauf hindeutet, dass wir es hier möglicherweise mit den wah-

ren Erbauern der Bergfestung zu tun haben. Außerdem ist diese Mumie einen guten Kopf größer als der durchschnittliche Inka in dieser Region... sogar seine Gesichtszüge unterscheiden sich. Ich habe die Mumie hierhergebracht, um zu beweisen, dass sie nicht zu den Inka gehört, sondern zu den wahren Architekten dieser außergewöhnlichen Städte. Mit den hier vorhandenen Genkarten kann ich beweisen ...«

»Henry«, unterbrach ihn Joan erneut. »Vielleicht möchtest du dir das hier mal ansehen.«

Die Reporterin trat beiseite, um Henry Platz zu machen, und hob erneut ihre Nikon, die ihr halbes Gesicht bedeckte. Henry schob sich zwischen Joan und dem anderen Arzt durch, die den Rumpf des Leichnams abgetastet hatten. Engels Assistent, ein junger Mann mit sandfarbenem Haar und großen Augen, hatte sich über die Mumie gebeugt und zog vorsichtig mit einer Pinzette eine lange Schnur aus einer Hautfalte am Hals der Gestalt.

Joan zeigte darauf. »Ihm wurde die Kehle durchgeschnitten«, meinte sie und zerteilte die lederartige Haut, sodass die Knochen darunter sichtbar wurden. »Ich muss noch eine mikroskopische Untersuchung vornehmen, damit ich ganz sicher sein kann, aber ich würde sagen, die Verletzung ist ante mortem entstanden.« Sie warf Henry und der Reporterin einen Blick zu. »Vor Eintritt des Todes«, übersetzte sie. »Und war höchstwahrscheinlich dessen *Ursache*.«

Henry nickte. »Die Inka hatten eine Schwäche für Blutrituale. Viele waren mit Enthauptung und Menschenopfern verbunden.«

Der Assistent der Ärztin arbeitete weiter an der Verletzung und holte ein Stück Schnur hervor. Er hielt inne und sah seine Mentorin an. »Ich halte es für ein Halsband«, murmelte er und zog weiter. Bei dieser Bewegung regte sich etwas unter dem Gewand.

Joan hob ihren Blick zu Henry – eine schweigende Bitte um die Erlaubnis fortzufahren.

Er nickte.

Langsam und vorsichtig zupfte und zerrte der Assistent das Halsband unter dem ausgefransten Stoff hervor. Plötzlich zerriss das uralte Material, und das Ding an der Schnur lag offen vor ihnen.

Alle vier rangen nach Luft. Das Gold glänzte hell unter den Halogenlampen des Labors. Eine ganze Serie von Blitzen blendete sie, als die Reporterin rasch hintereinander mehrere Fotos schoss.

»Es ist ein Kreuz«, fasste Joan das Offensichtliche in Worte.

Henry stöhnte und beugte sich näher heran. »Nicht bloß irgendein Kreuz. Es ist das Kreuz eines Dominikaners.«

Die Reporterin, die nach wie vor die Kamera vor dem Gesicht hielt, fragte: »Was hat das zu bedeuten?«

Henry richtete sich auf und deutete mit der Hand auf eine lateinische Inschrift. »Der Missionsorden der Dominikaner hat die spanischen Eroberer während ihrer Feldzüge gegen die Indianer von Zentral- und Südamerika begleitet.«

Die Reporterin senkte ihre Kamera. »Also ist diese Mumie einer jener spanischen Priester?«

»Ja.«

»Cool!«

Joan tippte mit ihrem Zungenspatel auf das Kreuz. »Aber die Inka waren nicht dafür bekannt, dass sie ihre spanischen Eroberer mumifiziert hätten.«

»Bis heute«, erwiderte Henry säuerlich. »Vermutlich wird diese Entdeckung allenfalls eine Fußnote in einem Zeitschriftenartikel wert sein.« Seine Träume vom Beweis seiner Theorie zerplatzten im Glanz des goldenen Kruzifixes.

Joan berührte seine Hand mit dem Finger. »Lass den

Kopf nicht zu früh hängen! Vielleicht wurde das Kreuz ja einem Spanier gestohlen. Führen wir zuerst die CT-Untersuchung durch und sehen dann, was wir an unserem Freund hier entdecken werden.«

Henry nickte, schöpfte aber nicht wirklich neue Hoffnung. Er warf der Pathologin einen Blick zu. Sie schien ehrlich besorgt. Er schenkte ihr ein kleines Lächeln, das sie zu seiner Überraschung erwiderte. Er erinnerte sich an dieses Lächeln aus längst vergangenen Tagen. Sie waren ein paar Mal miteinander ausgegangen, aber beide waren zu sehr auf ihr Studium konzentriert gewesen, als dass sie mehr als eine oberflächliche Bekanntschaft hätten eingehen können. Und nachdem sich ihre Wege nach dem Examen getrennt hatten, war die Verbindung eingeschlafen, von dem gelegentlichen Austausch von Weihnachtsgrüßen einmal abgesehen. Aber vergessen hatte Henry dieses Lächeln nie.

Sie tätschelte ihm die Hand und rief dann ihrem Assistenten zu: »Brent, könnten Sie Dr. Reynolds Bescheid geben, dass wir für die Untersuchung bereit sind?« Dann wandte sie sich an die Reporterin. »Ich muss Sie bitten, mit uns in den anderen Raum hinüberzugehen. Sie können den Vorgang hinter der Bleiverglasung im Kontrollraum mitverfolgen.«

Bevor er mit den anderen den Raum verließ, überprüfte Henry, ob die Mumie auch sicher auf dem Untersuchungstisch lag. Anschließend zog er ihr noch das goldene Kruzifix vom Hals.

In der angrenzenden Kabine reihten sich Computer und Monitore aneinander. Das Untersuchungsteam wollte mit Hilfe der Computertomographie mehrere radiographische Aufnahmen anfertigen, die der Computer zu einem dreidimensionalen Bild zusammensetzen würde. Diese virtuelle Autopsie erlaubte einen Blick ins Innere der Mumie,

ohne dass sie beschädigt wurde. Abgesehen von dem beruflichen Kontakt war dies der Hauptgrund, weshalb Henry seine Mumie um die halbe Welt geschleppt hatte. Johns Hopkins hatte früher schon Analysen peruanischer Eismumien durchgeführt und erhielt von der National Geographic Organisation finanzielle Unterstützung für weitere Untersuchungen. Darüber hinaus verfügte das Institut über ein erstklassiges Genlabor, mit dessen Hilfe sich Abstammung und Genealogie kartografisch darstellen ließen – eine ideale Basis, um anhand konkreter Daten seine umstrittene Theorie zu untermauern. Doch mit dem Dominikanerkreuz in der Hand hatte Henry wenig Hoffnung auf Erfolg.

Sobald sie sich im Kontrollraum befanden, glitt die mit einem schweren Bleischutz versehene Tür hinter ihnen ins Schloss.

Joan stellte ihnen Dr. Robert Reynolds vor, der sie zu den Sesseln hinüberwinkte. Sein Techniker machte sich an die Kalibrierung für die Untersuchung. »Setzt euch, Leute.«

Während die anderen ihre Sessel vor das Sichtfenster schoben, blieb Henry stehen, damit er einen guten Blick sowohl auf die Computermonitore als auch auf das Fenster hatte, durch das er hinaus auf den Scanner und seinen gegenwärtigen Patienten schauen konnte. Die große weiße Maschine füllte die Hälfte des angrenzenden Raums. Der Tisch mit der Mumie darauf ragte aus einem schmalen Tunnel hervor, der ins Herz des Apparats führte.

»Also los«, meinte Dr. Reynolds und schaltete seinen Terminal ein.

Als ein scharfes Klacken aus den Lautsprechern ertönte, fuhr Henry leicht zusammen und hätte fast das goldene Kreuz fallen lassen. Durch das Fenster beobachtete er, wie der Tisch mit der gekrümmten Gestalt darauf langsam auf den herumwirbelnden Kern des Scanners zukroch. Als der

Scheitel der Mumie den Tunnel erreichte, wurde das Klacken der Maschine von einem Chor lauter, dumpfer Schläge begleitet – der Apparat nahm Bilder auf.

»Bob«, sagte Joan, »verschaffen Sie mir als Erstes eine Oberflächenansicht der Gesichtsknochen. Mal sehen, ob wir feststellen können, woher dieser Bursche stammt.«

»Das können Sie nur anhand des Schädels bestimmen?«, fragte die Reporterin.

Joan nickte, ohne die Computer aus den Augen zu lassen. »Die Struktur von Jochbogen, Stirn und Nasenbein sind wichtige Kennzeichen für Herkunft und Rasse.«

»Da ist es!«, verkündete Dr. Reynolds.

Henry wandte sich vom Fenster ab und schaute Joan über die Schulter. Auf dem Monitor erschien ein Schwarzweißbild, das einen Querschnitt des Schädels zeigte.

Joan setzte ihre Lesebrille auf und schob ihren Sessel näher heran. Sie beugte sich vor, um das Bild zu studieren. »Bob, können Sie es bitte um dreißig Grad drehen?«

Der Radiologe, der an einem Bleistift kaute, nickte. Er drückte ein paar Knöpfe, und der Schädel drehte sich leicht, bis er ihnen voll ins Gesicht starrte. Joan griff nach einem kleinen Lineal und führte stirnrunzelnd einige Messungen durch. Sie tippte mit dem Fingernagel auf den Bildschirm. »Diesen Schatten über der rechten Augenhöhle würde ich mir gern etwas näher ansehen.«

Ein paar Schalter wurden betätigt, und schon hatten sie die gewünschte Ausschnittvergrößerung. Der Radiologe nahm den Bleistift aus dem Mund und pfiff anerkennend.

»Was ist?«, fragte Henry.

Joan drehte sich um, schob ihre Brille hinunter und sah ihn über den Rand der Gläser hinweg an. »Ein Loch.« Sie tippte an das Glas und meinte damit den dreieckigen Schatten auf der Ebene der Knochen. »Es ist nicht natürlichen

Ursprungs. Jemand hat ihm den Schädel durchbohrt. Und aus der fehlenden Vernarbung schließe ich, dass der Vorgang kurz nach seinem Tod erfolgt ist.«

»Trepanierungen... Schädelbohrungen«, sagte Henry. »So etwas habe ich schon früher gesehen. Überall auf der Welt. Doch die ausgedehntesten und kompliziertesten bei den Inka. Sie gelten in Hinblick auf Trepanierungen als die geschicktesten Chirurgen.« Henry gestattete sich einen Anflug von Hoffnung. Wenn der Schädel durchbohrt worden war, hatte er möglicherweise doch einen peruanischen Indianer vor sich.

Joan musste seine Gedanken gelesen haben. »Tut mir leid, deine Hoffnungen zunichtezumachen, aber Trepanierung oder nicht, die Mumie hat ganz bestimmt *keine* südamerikanischen Vorfahren. Sie ist eindeutig europäischen Ursprungs.«

Einige Atemzüge lang fehlten Henry die Worte. Dann sagte er: »Bist... bist du ganz sicher?«

Sie nahm die Brille ab, steckte sie wieder in ihre Tasche und seufzte leise. Offenkundig war sie daran gewöhnt, unheilvolle Diagnosen zu überbringen. »Ja, ich würde sagen, er stammte aus Westeuropa. Vermutlich Portugal. Und mit ausreichend Zeit und weiteren Untersuchungen könnte ich unter Umständen sogar die genaue Provinz festlegen.« Sie schüttelte den Kopf. »Tut mir leid, Henry.«

Er erkannte das Mitgefühl in ihrem Blick. Trotz aller Verzweiflung kämpfte er darum, die Fassung zu wahren, und starrte auf das Dominikanerkreuz in seiner Hand. »Er muss von den Inka gefangen genommen worden sein«, sagte er schließlich. »Und wurde am Ende oben auf dem Mount Arapa ihren Göttern geopfert. Wenn sein Blut an einem so heiligen Ort vergossen wurde, wären sie gezwungen gewesen, seine Überreste zu mumifizieren, Europäer hin oder

her. Vielleicht haben sie ihm deswegen das Kreuz gelassen. Wer an einer heiligen Stätte starb, wurde geehrt, und es war ein Tabu, dem Leichnam Wertgegenstände zu rauben.«

Die Reporterin hatte sich eilig ein paar Notizen gemacht, obwohl sie ein Tonbandgerät dabei hatte, das die Gespräche aufzeichnete. »Das wird eine gute Story geben.«

»Eine Story vielleicht ... möglicherweise sogar einen Zeitschriftenartikel oder zwei ...« Henry zuckte mit den Schultern und versuchte ein schwaches Lächeln.

»Aber nicht das, worauf du gehofft hast«, beendete Joan seinen Satz.

»Eine interessante Kuriosität, mehr nicht. Sie wirft kein neues Licht auf die Inka.«

»Vielleicht wird deine Ausgrabung in Peru weitere interessante Funde hervorbringen«, meinte die Pathologin.

»Da besteht durchaus Hoffnung. Während wir uns hier unterhalten, graben mein Neffe und ein paar weitere Studenten in einer Tempelruine. Hoffentlich haben sie bessere Neuigkeiten für mich.«

»Und du sagst mir Bescheid?«, fragte Joan lächelnd. »Du musst wissen, dass ich deine Entdeckungen sowohl im *National Geographic* als auch in *Archaeology* verfolgt habe.«

»Wirklich?« Henry setzte sich etwas gerader hin.

»Ja. Ich fand das alles sehr aufregend.«

Henrys Lächeln wurde breiter. »Ich halte dich ganz bestimmt auf dem Laufenden.« Was er auch genau so meinte. Diese Frau hatte einen Charme, den Henry nach wie vor entwaffnend fand. Ganz zu schweigen von ihrer üppigen Figur, die nicht einmal ihr steriler Laborkittel verbergen konnte. Henry merkte, dass sich seine Wangen leicht röteten.

»Joan, das sehen Sie sich besser mal an«, sagte der Radiologe gedämpft. »Mit dem CT stimmt was nicht.«

Joan fuhr zum Monitor herum. »Was ist?«

»Ich habe gerade ein wenig mit den sagittalen Ansichten herumgespielt, um die Knochendichte zu bestimmen. Alles Fehlanzeige.« Henry sah zu, wie Dr. Reynolds durch mehrere Ansichten schaltete, jede ein tieferer Schnitt durch das Schädelinnere. Auf dem Monitor zeigte sich jedoch immer dasselbe: ein weißer, verschwommener Fleck.

Joan berührte den Bildschirm, als könnten ihre Finger den Bildern einen Sinn abgewinnen. »Versteh ich nicht. Stellen wir die Kalibrierung neu ein und versuchen's noch mal.«

Der Radiologe drückte einen Knopf, und das beständige Klacken der Maschine verstummte. Dafür wurde nun ein noch schneidenderes Geräusch laut, das vorher von dem Pochen der rotierenden Magneten des Scanners übertönt worden sein musste. Es kam aus den Lautsprechern: ein scharfes Zischen wie von Luft, die aus einem Ballon entwich.

Aller Augen richteten sich auf die Lautsprecher.

»Was ist das denn für ein Krach, zum Teufel?«, fragte der Radiologe. Er betätigte einige Schalter. »Der Scanner ist vollständig abgeschaltet.«

Die Reporterin des *Herald*, die dem Fenster zum CT-Raum am nächsten saß, sprang auf und stieß dabei ihren Sessel um. »Mein Gott!«

»Was ist?« Joan erhob sich und trat zu ihr.

Henry drängte sich vor. Er fürchtete um seine zerbrechliche Mumie. »Was ...?« Dann sah er es auch. Die Mumie lag nach wie vor gut sichtbar auf dem Scannertisch. Kopf und Hals zuckten, was das Klappern der metallischen Oberfläche erklärte. Der Mund stand sperrangelweit auf, und das schrille Jaulen kam aus der ausgedörrten Kehle. Henry wurden die Knie weich.

»Mein Gott, sie lebt!«, wimmerte die Reporterin entsetzt.

»Unmöglich«, fauchte Henry.

Der Leichnam tobte immer heftiger. Die glatten schwarzen Haare peitschten wie tausend Schlangen um den hin und her schlagenden Kopf. Henry erwartete, dass der Schädel jeden Augenblick vom Hals gerissen würde, aber was dann geschah, war schlimmer. Bei weitem schlimmer.

Wie eine verfaulte Melone explodierte das Schädeldach der Mumie. Etwas Gelbes schoss heraus und bespritzte die Wand, den CT-Scanner und das Sichtfenster.

Die Reporterin wich taumelnd vor dem beschmutzten Fenster zurück. Die Beine gaben unter ihr nach. Und aus ihrem Mund drang ein nicht enden wollendes »O mein Gott o mein Gott o mein Gott ...«.

Joan blieb professionell ruhig. Zu dem verblüfften Radiologen sagte sie: »Bob, wir müssen diesen Raum unter Quarantäne stellen, Stufe zwei. Los!«

Er starrte, ohne auch nur zu blinzeln, die Mumie an, die aufgehört hatte zu zucken und endlich still dalag. »Verdammt«, flüsterte er schließlich. »Was war da los?«

Immer noch völlig ruhig, setzte sich Joan wieder die Brille auf und musterte den Raum. »Vielleicht eingeschlossenes Gas, das explodiert ist«, murmelte sie. »Da die Mumie in großer Höhe eingefroren wurde, könnte sich das durch die Verwesung entstandene Methan beim plötzlichen Auftauen abrupt entladen haben.« Sie zuckte mit den Schultern.

Die Reporterin hatte sich endlich wieder gefasst und wollte ein Foto machen, aber Joan versperrte ihr mit der Handfläche die Sicht. Sie schüttelte verneinend den Kopf. Es würde keine weiteren Bilder geben.

Henry hatte sich seit der Explosion nicht gerührt. Er stand da, die Hand ans Glas gedrückt, und starrte seine zerstörte Mumie und die glänzenden Spritzer an Wänden und

CT an. Sie leuchteten unter den Halogenlampen in einem tiefen, rötlichen Gelb.

Die Reporterin deutete mit einer Hand auf das verunreinigte Bleiglasfenster. Ihre Stimme war immer noch zitterig, als sie fragte: »Was ist das für ein Zeug, zum Teufel?«

Henry umklammerte das Dominikanerkruzifix mit der rechten Hand und antwortete schockiert: »Gold.«

**17.14 Uhr**

***In den Anden, Peru***

»Horch mal genau hin ... dann hörst du fast die Toten sprechen.«

Bei diesen Worten hob Sam Conklin die Nase aus dem Dreck und musterte den jungen Freischaffenden des *National Geographic*.

Norman Fields saß mit einem aufgeklappten Laptop auf den Knien neben ihm und starrte über die vom Regenwald eingehüllten Ruinen hinaus. Ein Schmutzstreifen lief ihm von der Wange bis zum Hals. Trotz der australischen Buschkleidung mit dem dazu passenden Lederhut wirkte Norman ganz und gar nicht wie der abenteuerlustige Fotojournalist. Die dicken Brillengläser ließen seine Augen größer erscheinen und verliehen ihm einen Ausdruck ständiger Überraschung. Und trotz seiner Länge von über eins neunzig war er dünn wie eine Bohnenstange, alles nur Haut und Knochen.

Sam wälzte sich auf der Matte aus geflochtenem Schilf herum und stützte sich auf einen Ellbogen. »Entschuldige bitte, Norm, was hast du gesagt?«, fragte er.

»Der Nachmittag ist so ruhig«, flüsterte sein Gefährte mit dem leichten Bostoner Akzent. Norman schloss die Augen

und atmete tief ein. »Man hört praktisch die uralten Stimmen von den Bergwänden widerhallen.«

Sam legte den winzigen Pinsel behutsam neben das kleine steinerne Relikt, das er gerade gesäubert hatte, und richtete sich auf. Er schob sich den schmutzigen Cowboyhut weiter zurück und wischte sich die Hände an seinen Jeans ab. Wie so häufig, wenn er stundenlang an einem Stück Stein gearbeitet hatte, wirkte die Schönheit der uralten Inkastadt auf ihn wie ein Schluck kaltes Bier an einem Nachmittag in Texas. Man konnte sich so leicht in die hingebungsvolle Feinarbeit mit dem Pinsel vertiefen und den Blick für die gewaltige Größe und Weite des Ganzen verlieren. Sam setzte sich, um die düstere Majestät der Umgebung besser würdigen zu können.

Plötzlich vermisste er seinen Wallach, einen Appaloosa-Schecken, der noch immer auf der staubigen Ranch seines Onkels draußen in Muleshoe, Texas, sein Zuhause hatte. Wie gern würde er zwischen den Ruinen umherreiten und ihren gewundenen Pfaden bis ins Geheimnis des dichten Regenwalds jenseits der Stadt folgen. Auf seinem Gesicht lag der Schatten eines Lächelns, während er die Aussicht in sich ein-sog.

»Dieser Ort hat etwas Mystisches an sich«, fuhr Norman fort und stützte sich nach hinten auf die Hände. »Die hoch aufragenden Berggipfel. Die Nebelschwaden. Der grüne Regenwald. Die Luft riecht nach Leben, als gebe es im Wind eine Substanz, die dem Geist frische Kräfte verleiht.«

Sam tätschelte dem Journalisten zustimmend den Arm. Norman hatte Recht. Die Aussicht war wirklich wunderbar.

Auf einem hohen Sattel zwischen zwei Gipfeln der Anden errichtet, breitete sich die neu entdeckte Stadt terrassenförmig über mehr als einen halben Quadratkilometer aus. Einhundert Stufen verbanden die verschiedenen steinernen Ebenen miteinander. Von seinem Aussichtspunkt

zwischen den Überresten des Sonnenplatzes konnte Sam die gesamte Ruinenanlage unter sich überblicken. Alles stammte aus der Zeit vor Kolumbus: die zerfallenden Steinhäuser in der Unterstadt bis hin zu der Treppe der Wolken, die zum Sonnenplatz führte, auf dem sie lagerten. Hier, genau wie in der Schwesterstadt Macchu Picchu, zeigte sich die ganze architektonische Meisterschaft der Inka, die Form und Funktion zu einer Festungsstadt zwischen den Wolken verschmolzen hatten.

Dennoch: Anders als das gut erforschte Macchu Picchu waren diese Ruinen noch immer unberührt. Sams Onkel Hank hatte sie erst vor wenigen Monaten entdeckt. Vieles lag nach wie vor unter Ranken und Bäumen verborgen. Bei der Erinnerung an die Entdeckung flammte ein Funken Stolz in Sam auf.

Onkel Hank hatte ihre Lage anhand alter Geschichten bestimmt, die unter den Quecha der Region kursierten. Mit Hilfe handgekritzelter Karten und Bruchstücken aus Erzählungen hatte er ein Team von Macchu Picchu aus entlang des Urubamba geführt und in nur zehn Tagen die Ruinen unterhalb des Mount Arapa gefunden. Berichte über die Entdeckung waren in allen Fachzeitschriften und populären Magazinen erschienen. Betitelt als Entdecker der »Wolkenruinen«, strahlte einem das Bild seines Onkels von vielen Titelseiten entgegen. Und er hatte es verdient – mit seiner Demonstration von hartnäckiger Extrapolation und archäologischem Geschick.

Natürlich war diese Einschätzung auch von Sams Gefühlen seinem Onkel gegenüber gefärbt. Hank hatte ihn erzogen, seit Sams Eltern bei einem Verkehrsunfall ums Leben gekommen waren. Damals war Sam neun Jahre alt gewesen. Im gleichen Jahr, nur etwa vier Monate zuvor, war Henrys Frau an Krebs gestorben. Ihre Trauer hatte sie zusammen-

gebracht und eine tiefe Bindung zwischen ihnen entstehen lassen. Die beiden waren nahezu unzertrennlich geworden. Deshalb überraschte es niemanden, dass Sam eine Karriere in Archäologie bei Texas A&M anstrebte.

»Ich schwöre, wenn du deine Ohren nur weit genug aufsperrst«, sagte Norman, »hörst du sogar den Schrei der Krieger aus den Höhen der Berggipfel, das Geflüster der Händler und Käufer in der Unterstadt und die Lieder der Arbeiter auf den Terrassenfeldern hinter den Mauern.«

Sam gab sich alle Mühe, hörte jedoch nur hin und wieder eine menschliche Stimme oder das Scharren von Schaufeln und Picken aus einem Loch in der Nähe. Das waren nicht die toten Inka, sondern seine Kommilitonen und die Arbeiter, die tief im Herzen der Ruine schufteten. Das klaffende Loch führte zu einem Schacht, der zehn Meter senkrecht nach unten fiel und in einem Bienenstock von ausgegrabenen Räumen und Gängen endete. Die unterirdische Struktur erstreckte sich über mehrere Ebenen hinweg. Sam richtete sich höher auf. »Du solltest Dichter sein, Norman, nicht Journalist.«

Norman seufzte. »Versuche einfach, mit dem Herzen zu horchen, Sam.«

Sam antwortete mit einer noch schleppenderen Version seines ohnehin breiten westtexanischen Akzents. Er wusste, dass er Norman damit auf die Palme bringen konnte. »Gerade im Augenblick höre ich lediglich meinen Magen. Und der beklagt sich bloß darüber, dass es Essenszeit ist.«

Norman sah ihn finster an. »Ihr Texaner habt keine Poesie in euren Seelen. Bloß Eisen und Staub.«

»Und Bier. Vergiss das Bier nicht!«

Plötzlich erregte ein Klingelton vom Laptop ihre Aufmerksamkeit, der ihnen sagte, dass es schon sechs Uhr nachmittags war.

Aus Sams Kehle drang ein Röcheln. »Wir tarnen den Platz besser, bevor die Sonne untergeht. In der Nacht wimmelt es hier von Räufern.«

Norman nickte, drehte sich um und sammelte die hinter ihm liegenden Kameras ein. »Da wir gerade von Grabräubern sprechen – ich habe vergangene Nacht Gewehrfeuer gehört«, meinte er.

Stirnrunzelnd verstaute Sam seine Pinsel und die zahnärztlichen Instrumente. »Guillermo musste eine Bande von *huaqueros* verscheuchen. Sie haben versucht, einen Tunnel in unsere Ruinen zu graben. Wenn Gil sie nicht entdeckt hätte, hätten sie womöglich ein Loch in die Ausgrabungsstätte gerissen und Monate der Arbeit zunichtegemacht.«

»Gut, dass dein Onkel daran gedacht hat, Wachen anzuheuern.«

Sam nickte, hörte jedoch aus Normans Worten einen gewissen Widerwillen gegen Guillermo Sala heraus, den Expolizisten aus Cusco, der auf der Expedition für den Schutz verantwortlich war. Sam empfand ähnlich wie der Journalist. Gil hatte schwarze Haare und Augen und dazu Narben, die er, wie Sam argwöhnte, nicht unbedingt seiner Pflichterfüllung zu verdanken hatte. Ihm waren auch die Seitenblicke aufgefallen, die der Wächter mit seinen Kumpels austauschte, wenn Maggie vorüberging. Bei den hingeworfenen spanischen Gesprächsfetzen, die sich mit gutturalem Gelächter abwechselten, kochte Sam das Blut in den Adern.

»Ist bei dem Schusswechsel jemand verletzt worden?«, fragte Norman.

»Nein, es waren bloß Warnschüsse, um die Diebe abzuschrecken.«

Norman verstaute weiter seine Ausrüstung. »Glaubst du wirklich, wir finden ein paar Grabstätten, die vor Reichtümern nur so strotzen?«

Sam lächelte. »Und entdecken den Tut-Ench-Amun der neuen Welt? Nein, das glaube ich nicht. Das Gold lockt die Diebe an, aber nicht meinen Onkel. Ihn lockt *Wissen* hierher – und die Wahrheit.«

»Aber wonach sucht er so beharrlich? Soweit ich weiß, ist er hinter einem Beweis für ein anderes Volk her, das vor den Inka hier gelebt hat, aber weshalb diese sture Forderung nach Geheimhaltung? Ich muss den *Geographic* irgendwann vor dem nächsten Redaktionsschluss auf den neuesten Stand bringen.«

Sam zog die Brauen zusammen. Er hatte keine Antwort für Norman. Ihm selbst schwirrten die gleichen Fragen durch den Kopf. Onkel Hank hütete jedes Informationsbruchstück wie seinen Augapfel. Aber das hatte dem Professor schon immer ähnlich gesehen. Auf allen anderen Gebieten war er offen, aber wenn Angelegenheiten beruflicher Natur ins Spiel kamen, konnte er sich völlig zugeknöpft geben.

»Ich weiß es nicht«, erwiderte Sam schließlich. »Aber ich vertraue dem Professor. Wenn er die Nase in was reingesteckt hat, müssen wir halt einfach abwarten.«

Plötzlich ertönte aus dem Loch auf der angrenzenden Terrasse ein Ruf herüber. »Sam! Sieh dir das mal an!«

Ralph Isaacsons behelmter Kopf schoss aus dem Schacht hervor. Seine Augen leuchteten vor Aufregung. Der hoch aufgeschossene afroamerikanische Student kam von der Universität Alabama. Er hatte sein Vorstudium über ein Football-Stipendium finanziert und aufgrund seiner überragenden Leistungen ein akademisches Stipendium bekommen, um seinen Abschluss in Archäologie zu machen. Er war ebenso scharfsinnig wie muskulös. »Das musst du dir ansehen!« Die Karbidlampe auf Ralphs Helm warf ihren Schein zu ihnen herüber. »Wir sind auf eine versiegelte Tür mit einer Inschrift darauf gestoßen!«

»Ist die Tür unversehrt?«, rief Sam aufgeregt zurück und erhob sich.

»Ja! Und Maggie sagt, es sieht so aus, als hätte sich noch niemand daran zu schaffen gemacht.«

Das konnte der Durchbruch sein, auf den sie alle während der vergangenen Monate gewartet hatten. Ein unberührtes Grab oder ein Königsgemach in den uralten Ruinen. Sam half Norman, der unter seinen vielen Kameras förmlich begraben war, die steile Treppe zur höchsten Terrasse des Sonnenplatzes hinauf.

»Meinst du ...?«, schnaufte Norman.

Sam hielt eine Hand hoch. »Ist vielleicht bloß das unterste Geschoss zu einem der Inkatempel. Hängen wir unsere Erwartungen nicht zu hoch!«

Als sie die ausgegrabene Terrasse erreicht hatten, war Norman völlig außer Atem. Ralph runzelte verächtlich die Stirn, während er den Fotografen dabei beobachtete, wie er sich abmühte. »Hast du Schwierigkeiten? Könnte Maggie fragen, ob sie hilft, dich zu tragen.«

Der Fotograf verdrehte die Augen und enthielt sich jeden Kommentars. Zum Reden fehlte ihm einfach die Luft.

Sam trat zu ihnen. Auch er atmete schwer. Jede Anstrengung in dieser Höhe schlug auf Lunge und Herz. »Lass ihn in Ruhe, Ralph!«, tadelte er ihn. »Zeig uns lieber, was du gefunden hast.«

Kopfschüttelnd ging Ralph mit seiner Helmlampe voran. Seine mächtige Gestalt füllte den einen Meter breiten Schacht völlig aus, als er die Leiter hinabstieg. Anders als Sam verstand er sich mit Norman nicht besonders. Seit der Fotograf sich zu seiner sexuellen Orientierung bekannt hatte, war es zunehmend zu Reibereien zwischen den beiden gekommen. Ralph war im Bibelgürtel aufgewachsen und anscheinend nicht in der Lage, sich von gewissen Vor-

urteilen zu trennen, die nichts mit der Hautfarbe zu tun hatten. Doch hatte Henry darauf bestanden, dass sie zusammenarbeiteten. Ein Team waren. Also arbeiteten die beiden mehr oder weniger grummelnd zusammen.

»Esel!«, murmelte Norman unterdrückt und hängte seine Kameras um.

Sam schlug dem Fotografen freundschaftlich auf die Schulter und warf einen Blick in das Loch. Die Sprossen führten zehn Meter nach unten zu dem Labyrinth aus Kammern und Gängen. »Lass dich von ihm nicht provozieren«, meinte er und zeigte auf die Leiter. »Also los! Ich folge dir.«

Beim Abstieg wurde Ralph zunehmend aufgeregter. Man hörte es seinen Worten an, als er sagte: »Wir haben heute Morgen die Carbon-Datierung der tiefsten Ebene erhalten. Hast du schon gehört, Sam? 1100 nach Christus. Zwei volle verdammte Jahrhunderte vor den verdammten Inka!«

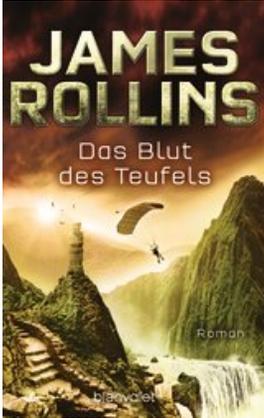
»Ich hab's gehört«, erwiderte Sam. »Aber wegen des Unsicherheitsfaktors bei einer solchen Datierung ist das Ergebnis nach wie vor ungewiss.«

»Vielleicht ... aber warte mal, bis du die Bilder vor Augen hast!«

»Stammen sie von den Inka?«, rief Sam hinab.

»Kann ich noch nicht sagen. Als wir die Tür freigelegt haben, bin ich gleich rauf, um dich zu holen. Maggie ist unten und versucht, die Tür zu säubern. Ich war der Meinung, wir sollten alle dabei sein.«

Sam kletterte weiter. Das Licht, das von den Lampen unten heraufströmte, warf Schatten auf die Wände des Schachts. Er konnte sich Maggie vorstellen, wie sie über die Tür gebeugt dastand, die Nase nur Zentimeter entfernt, und mit Pinsel und Pinzetten Stück für Stück die Geschichte dieses Volks von jahrhundertealtem Schlamm und Lehm befreite. Auch konnte er sich ihr kastanienbraunes Haar vor-



James Rollins

**Das Blut des Teufels**

Roman

Taschenbuch, Broschur, 544 Seiten, 11,8 x 18,7 cm

ISBN: 978-3-442-37823-4

Blanvalet

Erscheinungstermin: Mai 2014

Indiana Jones meets Lara Croft - mehr Action geht nicht!

Fast fünfhundert Jahre alt ist die Mumie, die der Archäologe Henry Conklin in einer Höhle hoch oben in den peruanischen Anden gefunden hat. Rasch stellt sich heraus, dass es sich bei seinem sensationellen Fund nicht um einen Inka, sondern um die Überreste eines spanischen Priesters handelt. Und die Mumie ist seltsam präpariert: Ihr Schädel wurde mit einer Substanz gefüllt, die aussieht wie reines, flüssiges Gold und verheerende Eigenschaften besitzt ...



**Der Titel im Katalog**